



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fetzer, C. Ad.: An der Schwelle des Orients : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



An der Schwelle des Orients

Von E. Ad. Fejer

(Fortsetzung)



Als ich von der Arbeit wieder aufstah, da zeigten sich rechts und links von der Donau zum Teil schön bewaldete, zum Teil felsbraune, hohe Berge, die beiderseits dicht an den seit Altpalanka wieder nach Südosten fließenden Strom herantreten und ihn hier schmaler aber auch tiefer und lebendiger machen. In elegantem Bogen fuhr das Dampfboot aus der Strömung heraus nach der Landestelle von Bazias, das von Bedeutung ist als Umschlagstation von der Bahn zu Schiff und umgekehrt; so konnte ich während des längern Aufenthalts mit Ruhe an den dicht am Fluß liegenden Bahnhof hinübergehn, um meine Sachen abzusenden und einen Blick auf den zwischen Berg und Wasser eingeklemmten, aber aufblühenden Ort zu werfen. Kaniz meinte von Bazias schon in den sechziger Jahren, es sei „eine der sprechendsten Illustrationen, welchen Aufschwungs die von der Natur reich gesegneten Donauufer fähig sind, sobald nur Kapital, Intelligenz und Arbeit sich ihnen in reichem Maße zuwenden wollten. Vor wenigen Jahren noch ein ärmliches, in tiefem Waldgrün verstecktes Klösterchen besitzt es nunmehr, außer seinem stattlichen Bahnhofe, großartige Werkstätten mit einem Kordonhause, netten Gasthose und hübschen Wohnhäusern. Die nahen Werke von Steierdorf, deren Kohle mit der besten englischen an Güte wetteifert, sichern Bazias und dessen Umgebung eine reiche Zukunft.“ Nur was den netten Gasthof betrifft, so hat es der jetzige König Carol von Rumänien damals doch nicht ganz so tadellos gefunden. Auf seiner kühnen Infognitoreise durch Österreich-Ungarn, um die Regierung von Rumänien zu übernehmen, war er (18. Mai 1866) bis nach Bazias gekommen; aber der Ausbruch des Kriegs zwischen Österreich und Preußen hatte infolge der großen Truppentransporte Störungen des Verkehrs bewirkt, der erwartete Schiffsanschluß war eine Verrechnung, und so war „der Prinz dazu verurteilt, zwei Tage in dem kleinen Niste zu bleiben, während jede Stunde länger in der österreichischen Monarchie die Gefahr des Entdecktwerdens vermehrte.“ „In einem sehr schmutzigen Gasthof, erzählt sein Biograph, fanden Prinz und Gefolge eine notdürftige Unterkunft,“ und auch die Baziaser Beamten kommen in den offenbar bei schlechtem Wetter gemachten Aufzeichnungen übel weg. Um sich unerkannt zu erhalten, speiste Carol im Wirtszimmer unter ihnen und

mußte so Ohrenzeuge ihrer für ihn wenig hoffnungsvollen Meinungen sein, er werde sich ebenso unmöglich machen wie der Rusa, und es werde nicht lange dauern, dann jagten ihn die Walachen davon. Nun ich denke, der König Carol wird schon damals den Geschichtspropheten auf der Bierbank nicht allzuviel geglaubt haben, und jedenfalls hat er ihre Erwartungen gar nicht erfüllt, denn keinem Volk als den Rumänen wird es heute weniger einfallen, seinen Fürsten zu verjagen; freilich aber giebt es auch kaum einen König nicht heute nur, sondern in Jahrhunderten, der in so hohem Grade die Liebe und Treue seines Volks verdienen würde, als dieser Hohenzoller, der sein Land in einem einzigen Menschenalter aus dem kläglichsten Schmutze zu staunenerregendem Glanz erhoben hat und es nicht nur befreit und unabhängig gemacht, sondern zugleich zu einem Wall westeuropäischer Kultur und zu einem starken Reile zwischen den Süd- und Nordslawen gemacht hat. Den Mann hat Bismarck richtig erkannt, als er ihn trieb, auch ohne die Zustimmung des mehr als rechtlichen Königs Wilhelm nach jener Krone zu greifen, denn Carol war der Mann dazu, diese deutsche und diese weltgeschichtliche That ersten Ranges zu vollbringen.

Es hätte mir nicht wenig Spaß gemacht, ein Gläschen in Bazias mit den weisen Honoratioren zu trinken, die damals dem Hohenzollernprinzen einen so kurzen Aufenthalt in Rumänien vorausgesagt haben, darüber aber versäumten, ihm einen noch längern, unfreiwilligen in Oesterreich zu bereiten. Was sie wohl heute von ihm gesagt hätten? Aber mir selbst war ein längerer Aufenthalt in der lockenden Gegend versagt, und ich mußte eilen, wieder aufs Schiff zu kommen, sonst hätte ich auf das nächste warten müssen, das erst in drei Tagen ging. An sich freilich wäre hier auch ein dreitägiger Aufenthalt nicht allzuschrecklich gewesen, denn nicht allzuweit liegen Weißkirchen und Wersegg, und von Sassenowa aus hätte sich auch mit der Zweiglinie nach Steierdorf ein Ausflug nach den Montanwerken der österreichisch-ungarischen Staatsbahnen machen lassen, der sich gewiß gedankt hätte.

Von Bazias ging es nun, während die Berge links und namentlich rechts wieder zurücktraten, an mehreren flachen Inselchen vorbei nach dem serbischen Ufer hinüber zur Mündung des goldführenden Pef, an der das kleine Städtchen Gradischte liegt. Auch hier auf der Stätte des antiken Picnus sind schöne Funde antiker Münzen gemacht worden. Aber ohne daß man sich hier aufgehalten hätte, und auch ohne daß die altberühmte Festung Altmoldowa berührt worden wäre, fuhren wir unmittelbar auf Golubaz zu, wo dann „die großartigste Strompartie Europas,“ wie sie mit Recht genannt worden ist, beginnt, die Fahrt auf der Kataraktenstrecke der Donau und durch das Eisernes Thor, im weitern Sinne dieser Bezeichnung.

Nicht nur die Donau hat ein Eisernes Thor, sondern auch andre Flüsse, so namentlich der Wardar, da wo die Berge Mittelmakedoniens noch einmal eng zusammentreten, wie um dem rauschenden Fluß den Austritt in die weite Ebne von Niedermakedonien zu verwehren, den er sich zwischen ihren ragenden

roten Felswänden hindurch in tosendem Ungeßüm erzwingt, indem er mit verdoppelter Hast seine sich bäumenden Wellen dahinjagt. Ähnlich verhält es sich mit dem Eisernen Thor der Donau. Der große zusammenhängende Gebirgszug, dessen nördlicher Teil, die Karpathen, in weitem Bogen Ungarn und Siebenbürgen umzieht und gegen das galizisch-polnische und rumänisch-russische Hügel- und Flachland absperren, wird im Eisernen Thor von Orsova von der Donau durchbrochen; jenseits streicht er zunächst in den östlichen Gebirgszügen von Serbien nach Süden, wendet sich dann wieder östlich, erhebt sich im Berkowiza- und Stropolbalkan mehr und mehr, am höchsten aber im Chodschabalkan und türmt sich zu der langen von Westen nach Osten parallel der Donau laufenden Mauer auf, die Nord- und Südbulgarien voneinander trennt, und deren Übersteigung den Russen 1877/78 nächst dem Kampfe von Plewna die furchtbarsten Opfer kosten sollte. Während aber das eigentliche Eisernen Thor der Donau, die Strecke zwischen Orsova und Turn-Severin mit dem des Wardar wohl die starke Strömung und die tosenden Wellen, nicht aber die herrlichen Felspartien dicht zusammentretender Berge gemein hat, liegen die schönsten Stellen und großartigsten Partien des Gebirgsdurchbruchs der Donau zwischen den Karpathen und ihrer südlichen Fortsetzung zum Balkan etwas weiter oben auf der Strecke zwischen Golubaz und Ugradina; zweimal tritt hier auf längern Strecken das Gebirge auf ungarischer und serbischer Seite dicht an den majestätischen Strom heran, zuerst in dem entzückenden sogenannten kleinen Eisernen Thor von Golubaz bis zum Grebenfelsen, wonach sich der Fluß zu einem weiten Meere bei Milanowaz verbreitert, und dann eine Zeit lang zwischen dem beiderseits etwas weiter zurücktretenden, sich in duftiger Luftperspektive staffelförmig erhebenden Gebirge dem engsten und großartigsten Durchpaß zuströmt, der Kazanenge, in der sich himmelanstrebend beiderseits die gewaltigen Kalkfelsen und schroffen Bergabstürze, bewuchert von üppigem Grün, erheben, indem sie nur einmal in der Mitte der Enge auf ungarischer Seite etwas zurücktreten, bei dem Dörfchen Dubowa.

Es war ein klarer, sonnenglänzender Tag, an dem wir um $1\frac{1}{2}$ 12 Uhr von Golubaz abfuhren. So klein und unbedeutend der Ort ist, so hat sich sein Name doch eine Zeit lang weithin, vor allem in der gelehrten Welt, einen Ruf verschafft. Der Träger dieser allerdings etwas übeln Berühmtheit war die „Kolumbatscher Mücke.“ Ihre „Geschichte“ schrieb zuerst 1793 ein Dr. Schönbauer. Seiner Annahme, dieses bössartige Insekt entstehe ohne Eier und Larven frei aus dem Wasser, schloß sich später ein Dr. Medovic an, der sie, wenn auch nicht aus dem Wasser selber, so doch aus einem gelblich weißen Schleime in den hier der Donau zufließenden serbischen Bächen entstehen läßt; nachdem aber schon 1821 die Untersuchungen des Dr. Verdat und dann die eines schwedischen Naturforschers die nahe Verwandtschaft dieses Golubazer Moskito's mit dem *Simulium sericeum* und dem *Simulium Sueciae* erwiesen hatten, wurde die Vermutung einer freien Zeugung, an die ja heute nach dem Durchdringen von Darwins Anschauungen niemand mehr und vollends nicht

für ein so entwickeltes Tier wie einen Moskito glaubt, im besondern schon 1848 endgiltig abgewiesen von dem österreichischen Naturforscher Kollar. Wie bei den Bakterien haben uns aber alle diese gelehrten Untersuchungen nur darüber unterrichtet, wie diese kleinen Verderber und Quäler von Mensch und Tier entstehen; wie sie zu verderben und auszurotten wären, hat bis jetzt die Forschung noch nicht herausgebracht, obwohl dies dem simplen Laien wohl wichtiger erscheinen dürfte als das andre. Zum Glück blieben wir selbst wenigstens unbelästigt von dieser gefährlichen Moskitoart, von der Kaniz erzählt, sie erscheine alljährlich zu Beginn des Frühlings, oft schon im März, um in wolkenartigen Schwärmen das weidende Vieh und die Arbeiter auf dem Felde zu überfallen, und zwar „nicht selten in solchen Mengen, daß der ganze Körper mehrere Linien dick damit bedeckt ist. Wie Augenzeugen versichern, wählt die Fliege bei ihrem Angriff vorzüglich die zarten unbehaarten Teile ihrer Schlachtopfer und setzt sich namentlich in die Winkel der Augen, bei dem Vieh — außer andern zarten Stellen — in die Ohren, Nasenhöhlungen, in den Schlund und in die Luftröhre in solcher Dichtigkeit hinein, daß die Tiere buchstäblich ersticken müssen. Jeder Stich, den dieses Insekt versetzt, verursacht brennendes Jucken und eine sehr schmerzende, harte, rasch entstehende Geschwulst, die kaum nach acht bis zehn Tagen heilt. Mehrere solche Stiche, namentlich wenn sie nahe nebeneinander erfolgen, erregen heftige Entzündungsfeieber, bei sehr reizbaren Personen Krämpfe und Konvulsionen und manchmal sogar den Tod. Ist der Tod auch nicht immer die unmittelbare Folge, so treten bei dem Vieh doch oft langwierige Krankheiten, Mangel an Freßlust, Untauglichkeit zur Feldarbeit, Abmagerung bei dem Mastvieh, Verlust der Milch bei den Kühen u. a. ein.“ „Alle bisher gegen diese Verheerungen in Vorschlag gebrachten Mittel, berichtet Kaniz, beschränken sich auf Palliative, welche das Übel zwar lindern, aber nicht radikal zu heilen vermögen. So pflegt man im Banat, wenn das Insekt erscheint, Haufen von Stroh, Mist und dürrem Reisig anzuzünden. Das geängstigte Vieh sucht Schutz unter dem sich entwickelnden Rauche, welcher große Niederlagen unter dem anrückenden Feinde hervorbringt. Die sich rettenden Reste verursachen jedoch durch ihre sich entwickelnde Brut im nächsten Jahre neue Überfälle. Man schloß auch die Öffnungen der Felsenhöhlen durch Aufführung von Mauern, weil man die Geburtsstätten der Fliegen in diesen vermutete. Bei genauern Beobachtungen stellte sich aber heraus, daß die Schwärme nur bei Unwetter in die Höhlen flüchten und bei günstiger Witterung aus denselben hervorbrechen.“ So wird denn auch heute noch die „Golubaker Fliege zu einer wahren Landplage für Serbien und das Banat, und in manchen Jahren drang sie auch schon weit über deren Grenzen hinaus, wie beispielsweise 1830, wo an der mährischen March viele hunderte Pferde, Kühe und Schweine den Verletzungen durch diese Fliege erlagen.“

Uns ließ sie zum Glück am Leben und verschonte uns sogar ganz, als wir uns auf den obersten Teil des Vorderdeckes begeben hatten in der Er-

wartung der herrlichen Augenweide, die uns die schönste Strompartie von ganz Europa bieten sollte, die auch das burgengezeierte Rheinthal an ursprünglicher Großartigkeit der dicht herantretenden Bergwelt mit ihrem tiefen saftigen Grün und ihren schroffen, ragenden Felsen nirgends übertrifft, ja bei weitem nicht erreicht. Umfächelt von einer leichten Brise genossen wir zunächst den Anblick des fast eine Stunde breiten Wasserpiegels der Donau, die sich unterhalb der Insel Moldowa und vor dem Eintritt ins kleine Eiserne Thor noch heute für tiefergehende Schiffe gefährlich leicht weithin zwischen Serbien und dem Banat erstreckt. Aber je weiter das Schiff stromabwärts fährt, um so höher erhebt sich die Bergwand, die schon vorher rechts, auf serbischer Seite, näher herangetreten ist, nun auch auf der ungarischen emporwächst, als ob sie dem flachen See, zu dem sich der Strom hier ausgedehnt hat, den Abfluß völlig versperren wollte. Da erhebt sich plötzlich links vom Schiffe der schroffe Babakaydoppelfels aus der Wasserfläche, und ihm gegenüber öffnet sich die schmale Einfahrt in das Stromdefilee; zu beiden Seiten aber steigen die berühmten, geschichtlich bedeutenden und gemeinsam mit dem Babakayfelsen von der Sage umwobnen Schlösser von Golubaz und Láslovár empor. Dicht fährt das Schiff unter den ziemlich wohl erhaltenen Ruinen der Burg von Golubaz vorüber, nachdem es längere Zeit senkrecht auf sie zugesteuert ist. In seiner Hauptgestalt ist dieses pittoreske Schloß mit seinen zahlreichen sich übereinander aufbauenden Thürmen, die sich auf dem schroffen in den Fluß vorspringenden Kalkfelsen herrlich von dem dunkeln Grün der dahinter aufsteigenden Berge abheben, ein serbisches Werk des Mittelalters, das vor allem als Stromsperre, zugleich aber auch als Trutzburg gegen die jenseits der Donau sitzenden Magyaren dienen sollte. Nachdem die sicher an Stelle altrömischer Befestigungen stehende heutige Serbenburg öfters den Herrn gewechselt, und nachdem schon 1391 einmal das Halbmondbanner auf ihren Zinnen geweht hatte, gelangte sie dauernd in türkischen Besitz nach dem Tode Stefan Lasarewitschs durch den Verrat ihres serbischen Befehlshabers. Ihr gegenüber erbaute dann der Ungarnkönig Sigmund auf hohem Berge das Schloß Láslovár, das nach dem Ungarnheiligen Ladislaus den Namen erhielt, und von dem aus nun die Eroberung auch von Golubaz betrieben wurde. Allein umsonst. Mit überlegnen Truppen rückte Murat II. zum Entsatz heran, und nachdem die Feste von den Türken wieder in Stand gesetzt worden war, wie zwei arabische Inschriften melden, blieb sie die bequeme Ausfallpforte für ihre Streifzüge donauaufwärts in den benachbarten Banat. Nachdem aber der große Kurfürst von Bayern Max Emanuel Serbien erobert hatte, war die militärische Bedeutung dieser donauaufwärts schauenden Stromsperre hinfällig geworden, und so blieb die Burg von da an verödet, während das eine halbe Stunde entlegne Dörchen eine gewisse Bedeutung dadurch erlangte, daß es der kaiserliche Statthalter im Banate, Mercy (1722—1733) neben Semendria und Negotin zum dritten Kreisverwaltungssitze an der Donau erhob. Während nun aber den Serben die Burg zu entlegen war, als daß sie sie hätten als Steinbruch benutzen mögen, und sie so erhalten blieb, ließ sich,

nachdem das Land in ihre Hand gekommen war, Fürst Milosch es wenigstens nicht nehmen, im Orte Golubaz Han und Moschee zu zerstören.

Daß ein geschichtlich so namhafter Platz wie dieser hier, an dem die Phantasie schon angeregt wird durch den Eintritt des Stroms aus lachender Ebene zwischen drohende Felsriffe und dunkle Waldberge, auch der Sage zum Schauplatz dienen mußte, ist wohl verständlich, doppelt, wo hier die sagen- und liederreichen Serben sitzen, denen selbst die Golubazer Fliege aus dem Kopfe eines giftigen Drachen entsteht, den der heilige Georg ihm abgehauen und in eine Höhle geworfen hat. Aus dem Namen Golubaz, Taubenschlag, der auch ins Türkische als Gögerdschinlik übernommen worden war, entwickelte sich wohl für die Volkseinkbildung die Geschichte von einer serbischen oder türkischen Prinzessin, die das Schloß zum Stellbichlein ihrer zahlreichen Liebhaber gemacht haben soll, und vielleicht ist eben diese Ungetreue, die dann von ihrem eifersüchtigen Gemahl auf dem einsamen Babakayfelsen, dem Stein „Berene,“ ausgesetzt wurde und so den Anlaß gab zu dem von Lenau's Schwager A. H. Schurz in seinen Donausagen mitgeteilten Liede von dieser Donaulorelei, das freilich unter etwas gewaltsamer Behandlung der deutschen Sprache von ihm übersetzt worden ist:

Eine Frau goldgelber Haare
Untreu ward befunden;
Ihr Geliebter, ein Magyare,
Aber war verschwunden;
Noch sein Haupt ein Janitschare
Brachts in wenig Stunden,
Und als Schmutz ward — o Barbare!
Es ihr umgebunden —
Babakay!

In der Donau steht ein Felsen,
Babakay nun heißt er;
Raum erstiegen ihn die Gelsen
Ein so loßteufel dreister;
Unten oft umschert von Welsen,
O, die sind Schwimmeister,
Wellen auch giebt's mit Schwanenhälsen
Auf dran, schaumbeweifter
Babakay.

Auf den Fels die Ungetreue
Ließ der Aga bringen,
Da nun mag ohn alle Scheue
Sie das Haupt umschlingen
Und ihm stets aufs neue
Wonnegirrend singen,
Oder aber, fühlt sie Reue,
In die Donau springen!
Babakay!

Unter den Türmen und Mauern der Feste Golubaz, die sich bis ans Wasser herunter erstrecken, vorüber trug die stille aber starke Strömung des hier tiefen Flusses den ruhig gehenden Dampfer, hinein in die majestätische Bergwelt, die teils in schroffen Felsenriffen und öden steilen Erdbabstürzen, teils überdeckt vom üppigen Grün der Waldungen dicht an den Strom herantritt, der sich in sanften Windungen durch sie hindurch Bahn bricht. Immer neue Bilder und entzückendere Ansichten bot die Landschaft mit den senkrecht zum Fluß heranlaufenden Bergrücken, deren Absturz sich perspektivisch hintereinander staffelt, und bald vor-, bald zurückschauend ward das Auge nicht müde

zu genießen; so reich an Bildern, so unerschöpflich ist diese ganze Donauenge von ihrem ersten Anfang an, daß wohl niemand sie durchfährt ohne den Wunsch, zum mindesten noch einmal zurückzukehren. Lautlose Stille herrschte auf Deck; selbst die einfachen rumänischen und serbischen Landleute, auf ihren Mänteln kauern und auf den Tauen sitzend, scheinen, ohne sich Rechenschaft zu geben, unter dem Banne der großen Natur zu sein, in die sie schweigend hinausschauen.

Einst hat die große römische Heer- und Landstraße, die in Anbetracht des damaligen Standes der Technik und ihrer Hilfsmittel nicht minder kühn angelegt war, als die heute links von der Donau laufende Szechenyistraße, rechts vom Strome, an seinem südlichen Ufer entlang geführt; heute zeigt sich am serbischen Ufer kaum da und dort ein verwahrloster Pfad- oder Feldweg. Während im Altertum die Kultur Europas gewissermaßen in dessen Süden verankert war und so denn auch ihre Kunststraße nur bis an das Südufer der Donau vorzuschieben wagte, ist es das Bezeichnende der Neuzeit, daß Europas Kultur im Schutze der Nordbewohner dieses Kontinents ruht, und so läuft denn nun auch der Weg, der heute längs der Donau Westen und Osten verbindet, an ihrem Nordufer entlang. Dennoch dem vielen Gerede davon, die Donau selbst als Wasserstraße sei der westöstliche Verbindungsweg, war dies thatsächlich bis vor kurzem nicht oder doch nur in sehr beschränktem Maße der Fall. Nichts ist dafür beweisender, als daß den alten Griechen, die zu Land von Makedonien her durch Thracien über den Balkan und das heutige Bulgarien und ebenso zur See vom Bosporus aus durch das Schwarze Meer an den Unterlauf der Donau vorgeedrungen sind, nur der Unterlauf des Stroms als Isthros bekannt war, während von seinem Oberlauf Danuvius lange Zeit vermutet wurde, er gehöre gar nicht mit dem Isthros zusammen, sondern münde irgendwo ins Adriatische Meer. Es ging eben den alten Griechen mit der Donau, wie es uns mit vielen Flüssen in Afrika und Australien geht, oder doch bis vor kurzem ging, deren Ober- und Unterlauf bei den Anwohnern verschiedene Namen tragen, und die infolge der beide trennenden Katarakte auch uns erst allmählich und mühevoll die geographische Erkenntnis ihrer Zusammengehörigkeit gewinnen ließen. Diese die Verbindung ganz oder fast ganz hemmenden Stromhindernisse sind in der Donau erst in jüngster Zeit beseitigt worden durch großartige Sprengungen und Einbauten. Bis in die siebziger Jahre war aber nicht nur die Durchfahrt durch das eigentliche Eiserne Thor zwischen Orsova und Turn-Severin mit Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, ja bei niederm Wasserstande ganz unmöglich, sondern auch das sogenannte „kleine Eiserne Thor“ zwischen Golubaz und Milanowaz bot Hindernisse, die nur der kundige Schiffer und auch dieser nicht das ganze Jahr hindurch zu überwinden vermochte. Heute zeigt nur noch hier und da ein lebhafterer Wellenschlag der sonst in majestätischer Ruhe, wenn auch mit starker Strömung dahinfließenden Donau im kleinen Eisernen Thore die Stellen an, an denen früher die 800 Meter lange Stenklafelsbank und die übrigen zahlreichen Klippen zwischen

Golubaz und Dobra, die quarzigen Glimmerschieferfelsen von Rozla und Dojke, später die von Tachtalia und Izlas mit ihrem braunroten Quarzporphyr den Schiffer weithin durch das Rauschen des gestauten Flusses warnten. Erst kurz vor dem Grebenriff erhebt einmal eine lange Felsbank in der Richtung des Stromlaufs ihren Kamm über den Wasserspiegel. Nachdem diese Bank passiert ist, steigt vor dem Bug des Schiffs die eigentümlich kühn geschwungne Linie des Grebenfelsens rechts aus dem Wasser auf, während sich links auf ungarischer Seite in sanft gewellten Linien die Hänge zum Wasser herunter-senken und sich in der Mitte des Bildes zwei Pyramiden blaugrüner Berge von dem Sretinjegebirge in klassischer Form und doch abwechslungsreicher Großartigkeit erheben. Für ein scharfes Auge wird zugleich nicht weit vom Grebenriff bei dem serbischen Dorfe Boljetin die in den Felsen gehauene Inschrift sichtbar, nach der dieser Teil der Römerstraße schon unter Tiberius durch die vierte skythische und fünfte makedonische Legion gebaut wurde. Je mehr sich nun jedoch das Schiff dem Grebenriffe nähert, um so hörbarer wird das Tosen der Wellen; denn von dem in den Fluß vorspringenden Felsrücken zieht sich 500 Meter weit in den Strom hinein eine Felsbank, die bei der großen Regulierung zum Teil verstärkt wurde, um in dem unmittelbar hinter dem Felsvorsprung sich meerartig verbreiternden Strome die genügende Fahrtiefe zu erhalten in der Rinne, die eine lange Kette tanzender Schwimmbojen den Booten anzeigt.

Raum waren wir am Grebenfelsens vorüber und näherten uns in weitem Bogen, die Untiefen vermeidend, dem serbischen Orte Milanowaz, als ein orkanartiger Sturm über uns herfiel. Bis dahin fließt die Donau, aus ihrer östlichen Richtung bei Dobra abgebogen, nach Südosten; bei Milanowaz aber biegt sie nun wieder um und fließt nach Nordosten, und so waren wir, bisher nur sanft geschelt, plötzlich in eine starke von Nordosten nach Südwesten laufende Luftströmung eingetreten, die mit verdoppelter Gewalt durch die Donaueinsenkung zwischen den Bergen heraufstürzte; erst im untern Kazanpasse setzte der Sturmwind wieder aus, gegen den ich bis dahin nur mit Mühe meinen auf dem Vorderdeck aufgepflanzten photographischen Apparat verteidigte.

Milanowaz, von sanft sich erhebenden rebenbekränzten Hügeln überhöht, ist ein freundliches nach des Fürsten Milosch erstem Sohne getauftes Städtchen, dessen heller hoher Kirchturm von weither sichtbar ist für den von thalabwärts kommenden, während thalaufrwärts der Grebenfels die liebliche Gegend verdeckt. Es ist der Landplatz für das reichste metallurgische Gebiet Serbiens, die alt-slawischen Landschaften Branißchewo, Rutschaja und Zernarjeka. Hier hat der sächsische Bergmann Freiherr von Herder in den dreißiger Jahren den unter türkischer Indolenz völlig in Vergessenheit geratenen Bergbau wenigstens vorübergehend zu neuem Leben erweckt. Denn daß die frühern Inhaber dieser Gebiete den reichen Erzgehalt des Felsgebiets zu verwerten bestrebt waren, dafür sprechen sichere Merkmale, wie er ja auch den Römern bekannt war und von ihnen gewiß nicht ungenützt geblieben ist. Milanowaz selber war zur

Römerzeit ein befestigter Ort, von dem noch Überreste eines Lagers und Kastells vorhanden sind. In der Geschichte Serbiens aber bietet die des nahen Maidanpek („Bergwerk am Pef“) keinen Glanzpunkt. Nur die Habgier der Minister und Senatoren ertete bei dem Graben auf Eisen und Kupfer, während der Staat bloß draufzahlen mußte, und die geworbenen fremden Bergleute durch Trud und Abrechnungsfinessen immer wieder bald zum Abzug gebracht wurden. Auch der tüchtige achtundvierziger österreichische Flüchtling Fuchs vermochte nur kurz den Betrieb lukrativer zu gestalten, und wie so viele wurde auch dieser ehrliche Schwabe von den Belgrader Füchsen schließlich miserabel betrogen. Kurz darauf wurden die Bergwerke dann einer französischen Gesellschaft zum Betrieb übergeben, die jedoch mit ungenügenden Mitteln die ganze Sache viel zu großartig unternahm und dann hieran und an serbischen Quersügen gleichfalls erlag. Es scheint nun, daß die neue serbische Regierung unter dem Präsidium Wladan Gjorgewitschs auch an eine Wiederaufnahme des Bergwerkbetriebs im Pefgebiete denkt und auch für diesen Zweck deutsches Kapital ins Land rufen möchte. Ohne die etwas laut ausgesprochene Ehrlichkeit der neuen serbischen Regierung geradezu in Zweifel ziehen zu wollen, dürfte diesen Lockrufen gegenüber aber vielleicht jedoch mit Nutzen darauf hingewiesen werden, daß es doch recht fraglich ist, ob diese neue Regierung sich wird halten können, die mit ihrem rücksichtslosen Absolutismus gegen Presse und Verfassung wohl gutes wollen mag, sich aber sicherlich eine Menge verzweifelter Feinde schafft, nicht nur in Rußland, wo die Karagjorgewitsch lauern, bis die Dynastie Obrenowitsch sich vollends zu Grunde gerichtet hat, sondern im Lande selbst, wo die russischen von der Regierung auf Tod und Leben bekämpften Sympathien die größte Verbreitung haben; jedenfalls aber wäre etwaigen wagelustigen deutschen Kapitalisten, bevor sie sich einlassen, ein genaues Studium früherer serbischer Unternehmungen mit fremden Kräften sehr zu empfehlen, vor allem aber das der Arbeiten von Maidanpek, damit sie sich auf alle Fälle rechtzeitig sichern.

Ruhmvollern Angedenkens, als das nahe Maidanpek, wenn auch gleichfalls eines traurigen, ist für Serbien die nicht weit von Milanowaz in der Donau liegende Insel Poretsch. Nachdem der Haidut Beliko, der verwegenste der Serbenführer, 1813 bei der Verteidigung von Negotin gefallen war, flüchteten die Serben vor den mit Übermacht anrückenden Türken aus Mladowo und Brza Palanka auf die Insel Poretsch und in die damals auf ihr gelegne Stadt. „Die allgemeine Gefahr hatte bewirkt, erzählt Ranke, daß hier unter einem tüchtigen Wojvoden von Mladens Anstellung ein fähiger Befehlshaber, Hadschi Nikola, die Gewalt an sich gebracht hatte. Jedoch auch dieser konnte nicht helfen. Er errichtete eine Schanze am untern Ende der Insel; aber der Feind landete zwischen Stadt und Schanze, und sowie er sich zeigte, flohen die der Flucht bereits Gewohnten aufs neue. Auf Schiffen und Rähnen, ja selbst auf Brettern, einige schwimmend suchten sie der Rache der Türken zu entgehn und sich ans österreichische Ufer zu retten. Hadschi Nikola wurde gefangen und

enthauptet. Bis Smederevo war nichts, was den Türken hätte widerstehn können." Erst 1815 wieder wagten die Serben unter Miloš Obrenowitsch eine neue und diesmal endlich erfolgreiche Erhebung.

(Schluß folgt)



Biographische Litteratur

Memoiren eines Menschen, dessen Leben einen tiefern Inhalt gehabt hat, sind für mich immer ein großer Genuß, wogegen Hilty in seinem Büchlein „Lesen und Reden“ die Selbstbiographie für entbehrliche und unnütze Lektüre erklärt. In meinem Widerspruch bestärkt mich ein im Heimatlande des verehrten Mannes erschienenenes kleines Memoirenwerk, das in seiner ganzen äußern Art einzig ansprechend ist und als Lektüre Nutzen stiften kann: Dr. L. Sonderegger in seiner Selbstbiographie und seinen Briefen, herausgegeben von Dr. Elias Häfster (Frauenfeld, Huber). Sonderegger (1825 bis 1896) war ein angesehener Arzt und Hygieniker, zuletzt in Sankt Gallen, vielleicht unter den praktischen Ärzten der Schweiz der angesehenste. Mäßig bemittelt und nicht einmal mit einer festen Gesundheit begabt, verdankte er seine großen Erfolge zunächst einem selbstauferlegten Geseze der strengsten Pflichterfüllung, gewiß aber auch dem freundlichen und vertrauenerweckenden Gemüt, das aus jeder Seite dieses Buchs zu uns spricht. Unter den Briefen an leidende Freunde sind manche, z. B. ein ganzes Bündel an eine kranke Pfarrerfamilie, die sich unmittelbar zu einer weitem seelendiätetischen Verwendung eignen würden. Außerdem war Sonderegger von einer für unser Zeitalter beinahe wohl als Ausnahme anzusehenden Bescheidenheit. Er, der selbständige wissenschaftliche Interessen verfolgt und sie über alles andre stellt, sieht den Universitätsprofessor, der das berufsmäßig thun muß und immer thun kann, fast wie ein Wesen höherer Ordnung an, ohne daß ihm doch ein Gefühl des Neids und die Frage dabei kommt, warum nicht ihn das Leben ebenso geführt habe, ebenso hoch und wahrscheinlich weniger mühevoll! Solche Menschen sind dazu berufen, glücklich zu sein, und das ist der Haupteindruck des Buchs: hier lebt und spricht ein glücklicher Mensch. Auf das einfache Lebensbild, aus dem die Schilderung des Wiener Aufstands lebhaft hervortritt — Sonderegger studierte damals in Wien —, folgt ein kurzer Abschnitt: „Meine Bilanz,“ der so anhebt: „Ich habe sehr viel Glück erlebt, und fast alles ohne mein Verdienst. Ich war glücklich als Arzt, allerdings nicht durch das, was ich, sondern durch das, was andre geleistet. Ich habe in dem mit großer Mühe erworbenen und behaupteten Parterresitz des ärztlichen Berufs ein erhebendes Schauspiel des Kulturlebens, ja